

Dreihundertdollarsandwiches

Autor(en): **Senn, Rahel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **93 (2013)**

Heft 1011

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-737168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bünzliges Bümpliz



Christian Saehrendt

ist Kunsthistoriker und Publizist. Zuletzt von ihm erschienen: «Ist das Kunst – oder kann das weg?» (DuMont, 2012).

Die afghanische Graffiti-Künstlerin «Shamsia» (aka Ommolbanin Hassani) ist im Westen sehr beliebt. Ihr Markenzeichen sind lebensgrosse Frauenfiguren in leuchtendblauen Burkas, die sie auf die grauen und durchlöchernten Mauern der afghanischen Hauptstadt Kabul sprüht. Der jungen Künstlerin und Kunstschuldozentin wird hoch angerechnet, dass sie zumindest den Anspruch der Frauen auf kulturelle Teilhabe und auf Nutzung des öffentlichen Raumes artikuliert. Mittlerweile ist sie deshalb mehrfach nach Westeuropa eingeladen worden, zuletzt von Terre des femmes in die Schweiz. Im Sommer 2013 stand ein Graffiti-Workshop mit Jugendlichen im Berner Vorort Bümpliz auf dem Programm. Die Veranstaltung drohte zunächst zu scheitern: Während das Sprühen in Kabul für Shamsia wegen möglicher gewalttätiger Übergriffe zu gefährlich ist, wirken in der Schweiz Ruhe und Ordnung als Hemmnis. Man erhielt keine behördliche «Bewilligung», eine Wand besprühen zu dürfen (schliesslich wurde eine mobile Stellwand auf einem Gartengrundstück dafür benutzt). Hier lag vielleicht der Fehler: um Erlaubnis zu bitten. Und hier kommt auch das Paradox der ganzen Aktion zum Ausdruck.

Graffiti waren ursprünglich Ausdruck von Rebellion und Selbstverwirklichung marginalisierter Jugendlicher, sie waren Ausdruck einer ästhetischen Revolte gegen den grauen, toten Funktionalismus urbaner Architektur. Heute sind Graffiti beliebte Kunstmarkt-Assets, sie sind im geschützten Raum der Sammlerdepots und Museen angekommen oder werden gar als pädagogische Massnahme den Jugendlichen anempfohlen – die Aura der Illegalität dient hierzulande nur noch als Geschmacksverstärker. Anders in Kabul: dort muss «Shamsia» bei ihren Sprühaktionen vor verständnislosen Landsleuten geschützt werden. Dass ihre Kunst im Westen unter musealem Artenschutz steht, wird so zum verzerrten Spiegelbild einer tödlichen Realität. ◀

Dreihundertdollar-sandwiches



Rahel Senn

ist Pianistin und wurde 2011 als erste Schweizerin zum internationalen «Young Steinway Artist» ernannt. Die Tochter eines Schweizer und einer Singapurerin befindet sich auf Welttournee und berichtet an dieser Stelle von ihren Erfahrungen.

«Singapur ist teuer», warnte ich ihn schon am Telefon. Mein Schweizer Freund lachte und meinte, dass es wohl teurer als zwischen Basel und Chiasso kaum sein könne. Er sollte sich bös irren.

Als er kam, zeigte ich ihm den Wasser speienden Merlion und die anderen Wahrzeichen der Stadt, unter anderem spazierten wir durch den Botanischen Garten. Wir kauften uns Sandwiches für den Weg – neun Dollar pro Stück. Mein Kollege räusperte sich zuerst, zuckte dann ob des Preises aber demonstrativ die Schultern.

Das Schild am Eingang versprach uns unter anderem Enten in allen Farben und Formen. Es war das einzige Schild, das uns interessierte, denn in einem Land, wo jede Blume und jede Strassenlaterne beschildert ist, lernt man über die bunten Tafeln bald hinwegzusehen. Wir genossen den Sonnenuntergang am Teichrand und dabei unsere Sandwiches. «Schau mal, diese dort!», rief er plötzlich und fuchtelte mit dem halben Sandwich vor den Gitterstäben des Geheges herum. Eine so schöne Ente hatten wir tatsächlich noch nie gesehen. Er riss das angefangene Brot in Stücke und warf sie ins Wasser. Die Ente schnappte enthusiastisch nach den Krumen, die ihr entgegenflogen – bald taten es ihr die anderen Bewohner des Teiches gleich. Mein Freund war fasziniert und hatte die achtzehn Dollar für die Sandwiches gerade wieder vergessen, als hinter uns ein lautes «Excuse me!» ertönte.

Als wir uns umdrehten, stand eine Polizistin mit dem aufgeschlagenen Vorschriftenbuch des Botanischen Gartens vor uns. «Entenfüttern verboten», hiess es unter Paragraph 23. Mein Freund wandte ein, dass wir das ja nicht hätten wissen können. «Stand auf einem der Schilder am Eingang», sagte die Dame trocken und hielt uns einen Bussenbescheid über 300 Dollar hin. Ich überschlug im Kopf: das machte dann dreihundertachtzehn Dollar für zwei Sandwiches. «Singapur ist teuer», erinnerte ich mich an meine eigenen Worte. Und ja, wir zahlten – denn sonst hätte man wohl uns bald schnatternd hinter Gitterstäben bewundern können. ◀